

Aber die eigentliche Wiederbegegnung mit der alten Heimat, mit dem Ort der Kindheit, mag für jeden anders stattgefunden haben, vielleicht bei der allgemeinen Stadtrundfahrt durch das so stark veränderte Stuttgart, beim Besuch der Israelitischen Friedhöfe Hoppenlau, Prag- und Steigfriedhof oder bei der Kranzniederlegung für die Opfer der ersten jüdischen Deportation am Gedenkstein auf dem Killesberg, vielleicht auch in den Gottesdiensten der neuen Stuttgarter Synagoge, deren Kontinuität mit der alten, zerstörten Landesrabbiner Joel Berger aufzeigte.

Das Wiedersehen und das sich Wiedererinnern sind für alle Betroffenen schmerzliche Erfahrungen, Verlust und Trennung sind radikal und endgültig. Und doch mag sich für viele auch auf tröstliche Weise ein Lebenskreis geschlossen haben, der in Stuttgart begann und hier bei dieser Rückkehr mit dem Wunsch „Schalom“ endete. So sagt der israelische Dichter Jehuda Amichai: „Immer wiederkehren. Wer nicht weggegangen ist, kann nicht zurückkehren. Was nicht begonnen wird, kann nicht fertig werden. Leben bedeutet anfangen und vollenden.“

Ingrid Weiß

Juden aus der GUS in Baden

300 Juden aus der GUS sind in den vergangenen zwei Jahren in Südbaden eingewandert. Bis Ende 1995 werden weitere 1000 Juden aus Rußland nach Südbaden zuwandern, sagte Klaus Teschemacher von der Israelitischen Gemeinde Freiburg bei einer von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und der Israelitischen Gemeinde organisierten Veranstaltung mit dem Thema „Russische Juden als Zuwanderer in Freiburg“.

Der Integrationsprozeß der Einwanderer gestaltet sich oft schwierig. Zwar seien die Behörden durchaus hilfsbereit, und die Zuwanderer wurden in Südbaden nur selten Opfer von fremdenfeindlichen Vorfällen. „Unser ganz, ganz großes Problem sind jedoch die Wohnungen.“ Viele Familien mußten monatelang in Notunterkünften leben. Oft mangelt es ihnen auch an Eigeninitiative. Sie warten auf Hilfe vom Staat oder von der jüdischen Gemeinde.

„Es dauert bei manchen lange, bis sie sich auf den freiheitlichen Markt eingestellt haben“, sagte Teschemacher. Einfacher fiel den Zuwanderern angesichts ihres hohen Bildungsstandes indes die Arbeitssuche. Nachdem sie Deutsch gelernt hatten, schaffte es ein Teil von ihnen, in ihrem

Beruf eine Arbeit zu finden. Weitaus problematischer verläuft indes der Prozeß der Identitätsfindung als Juden. Das Wissen um Tora und Talmud ist gering, denn die Religionsausübung war schließlich 70 Jahre verboten. „Nur wenige verfügen daher über eine jüdische Identität“, berichtete Teschemacher. „Unsere Aufgabe ist es, ihnen ihre Geschichte wieder nahezubringen.“ Für die jüdische Gemeinde sind die Zuwanderer dennoch eine „ungemeine Bereicherung“. Durch die jüdischen Einwanderer, die aus der GUS nach Freiburg gekommen sind, ist die Gemeinde gewachsen und hat sich verjüngt, so daß jetzt ein jüdischer Kindergarten geplant wurde.

nach: Badische Zeitung, 21.01.1993 (Freiburger Zeitung)

Woche der Brüderlichkeit in Freiburg

Die Woche der Brüderlichkeit wurde in Freiburg am 08.03.1993 von Pfarrer Christian Keller, Kulturbürgermeister Thomas Landsberg und Landesrabbiner Benjamin D. Soussan im Alten Rathaus eröffnet. Im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit wurden folgende Vorträge angeboten: „Mut zur Solidarität – und die Folgen der Asylrechtsdiskussion“, „Jüdische Themen in der Musik des 20. Jahrhunderts“, „Das Gegenteil von Gleichgültigkeit ist Erinnerung – Das Werk Elie Wiesels als Zeugnis wider das Vergessen“, „Bedrängende Gegenwart: Antisemitismus in der Bundesrepublik heute“ und ein Beitrag der Ausländerbeauftragten der Bundesregierung Cornelia Schmalz-Jacobsen zum Thema „Deutschland: Festung oder Einwanderungsland?“

Red.